

57]

Der Entgleiste. (Nachdr. verboten.)

Von Wilhelm Solzamer.¹

Philipp lächelte ihn an. Das klang, in seinem ein wenig suchenden Deutsch, wie Kinderweisheit.

„Sie glauben es nicht?“

„Doch — es war mir nur nicht so vorgekommen, es ist mir neu. Aber es ist schön.“

„O, wenn Sie länger auf Montmartre leben, werden Sie es merken. Wenn Sie nur über die Straße gehen werden — dieses heitere Leben! Und man hat Freunde und macht Scherz. Es ist ganz anders als anderswo. Sie glauben es nicht?“

Philipp glaubte es gerne. Er hob sein Glas und stieß mit dem Wirte an.

„Auf gute Freundschaft!“ sagte der.

So plauderten sie noch eine gute Weile.

Montmartremusikanten zogen vorbei; ein Geiger, ein Gitarrespieler und ein Sänger.

Philipp bezahlte und ging den Musikanten nach. An einer Straßenecke hielten sie Umschau, ob kein Polizist in der Nähe sei. Dann stellten sie sich zum Musizieren auf. Sie waren von Dienstmädchen und Verkäuferinnen, Arbeitern und Handwerkern, Frauen und Kindern umringt und sangen ihre unanständigen Lieder.

Der Geiger war eine auffällige Erscheinung in seinem dunklen Samtanzug und breiten Schlapphut, dem langen Haar und Spitzbart, mit dem blassen Gesicht und den müden, traurigen Augen. Er faszinierte Philipp, so daß er von Straßenecke zu Straßenecke den dreien folgte. Am liebste hätte er sich ihnen als der vierte zugesellt! Er hatte aber weiter nichts tun können als sich für zwei Sous das Couplet kaufen und an jeder Straßenecke noch seinen Sou extra geben. Als die Musikanten schließlich in einer Kneipe auf dem oberen Montmartre landeten, trat Philipp mit ihnen ein. Er verstand nicht genug Französisch, um sich in eine Unterhaltung mit ihnen einlassen zu können oder etwas von ihrer Unterhaltung zu erschnappen. Aber er mußte beständig den Geiger ansehen. Er bewunderte an ihm die dekorative Erscheinung, denn er trat wie ein großer Künstler auf, obgleich er in Wirklichkeit nicht mehr war als ein ganz simpler Musikant, der kaum mehr als die Melodien der Couplets auf seiner Geige spielen konnte. Und dennoch — wie war er dazu gekommen? Als was fühlte er sich? Hatte er einmal hoch hinaus gewollt — höher als seine Kraft reichte, oder hatte er wahllos und ohne innere Nötigung etwas ergriffen, was gerade am Wege lag und ihm nicht allzuviel Mühe machte? War er gefallen, oder war er nie emporgestiegen?

Wie sie scherzten und rauchten und plauderten und wichtig taten, die drei! Dann und wann einmal ein schiefer Seitenblick nach ihm, dem Unbekannten.

Philipp trat nun an ihren Tisch. Er wollte teilhaben an ihrer Sorglosigkeit. Die Stunde gab, bald so, bald so — er wollte nehmen.

Er stammelte ein paar Komplimente, die ihm mit einem Lachen quittiert wurden. Dann spendierte er eine Flasche Wein — und als sie getrunken war, noch eine, zechte und plauderte, fragte und verstand nicht, lachte aber mit und freute sich und fühlte sich echt menschlich wohl. Hinter das Schicksal der drei kam er nicht. Er merkte nur, daß der Geiger manchmal verträumt und leer in die Welt schaute und immer stiller wurde. Das Leben mußte ihm doch wohl in besonderer Weise mitgespielt haben.

Den Refrain des Straßenedes vor sich hinsingend, ging Philipp ein wenig schwer nach Hause. Als er schon in seinem Bette lag, holte er sich noch einmal das Couplet hervor und sang laut:

Weine nicht, liebe Suzette,
Das Unglück ist nicht groß,
Es währt ein Weilschen bloß,
Lache, liebe Kleine,
Und laß die Sorgen laufen —
Man muß 'ne Wiege kaufen.

Das war nun sein Abendlied vor dem Einschlafen. Und es klang noch in seine Träume. In denen wurde es dann freilich ein Tanzlied. Der blasser Geiger strich die Fiedel, und den Tanz tanzte eine allerliebste und bestienwilde Tänzerin. Er aber litt grausam.

5.

In einem Restaurant am Place Pigalle hatte Philipp Deutsche getroffen. Deutsche Schriftsteller in Paris, den großen blonden Germanen Heinrich Willibald Müller und den kleinen blassen Skeptiker Kunz Erich Mirim, der aber eigentlich anders hieß. Beide waren Philosophen ganz schweren Kalibers, der große Heinrich Willibald mit dem wehenden Germanenbart hatte die Philosophie des Gesichtswinkels sich zu eigen gemacht und bramarbasierte in Persönlichkeit, Kunz Erich Mirim, ein ehemaliger katholischer Theologe, erzellerte auf dem Gebiete der Liebe. Und zwar auch zur Hervorkehrung der Persönlichkeit.

Der große Heinrich Willibald sagte: „Alles ist der Gesichtswinkel. Ich stelle mich der Welt gegenüber. Ich sehe, sie ist ein Misthaufen. Das ist der stehende Gesichtswinkel, unter dem ich sie zu beurteilen habe. Paris, Deutschland, diese ganze Schmierfinkenbande von Schriftstellern, das ist nur Geschnitz auf dem Misthaufen.“

Philipp lächelte.

Der große Heinrich Willibald fuhr auf und schwadronierte mit dickster dialektischer Aussprache drauf los: „Wer noch nicht so weit ist, der ist ein Waisenknabe. Lächeln Sie, Doktor, aber lassen Sie sich in Windeln wickeln. Man muß auf der Höhe sein! Eine Persönlichkeit sein! Nur wer den ganzen Gestank der Welt gerochen hat, weiß seinen eigenen zu würdigen. Und Paris ist ein Saunest. Gehen Sie ruhig wieder heim, Doktor, zu hosen ist hier gar nichts. Tschell Wollen Sie den Ekel? Auch Ekel ist gut. Wanzen, Käuse, Flöhe, Syphilis! Das finden Sie hier, sonst nichts.“

„Kunst?“ fragte Philipp bescheiden-kleinlaut.

Der große Heinrich Willibald schlug eine germanische Lache, daß die Fenster klirrten und die Gläser auf den Tischen tanzten. Dann sagte er ein Kraftwort, daß es nur so klatschte. Ein grobes, dreißiges Kraftwort.

Nun mischte sich der feine, skeptische, blasser und ein ganz klein wenig schielender Kunz Erich Mirim ein, gab erst einen Laut von sich, der mehr ein Grunzen war, ein nettes Grunzen, aber immerhin doch nichts anderes — dann saugte er noch einmal an seiner Zigarette und begann:

„Sie müssen wissen, Doktor, damit drückt er das Höchste aus, was er ausdrücken kann. Und wenn Sie alles abziehen, was abzuziehen ist, so kommen Sie schon aufs Rechte.“

Philipp wußte nun nicht, ob man ihn verspotten wollte, oder ob diese Leute sich wirklich ernst nehmen. Er wollte auf seiner Hut sein.

„Was empfehlen Sie mir, daß ich mir ansehe?“ fragte er.

„Gehen Sie sich in die Bahn und fahren Sie wieder heim,“ sagte der große Heinrich Willibald, „und an der Grenze, in Köln, im „Treppchen“ rat ich Ihnen, kaufen Sie sich kniepeldick voll aus lauter Freude, daß Sie diesem Stinknest entronnen sind.“

„Sie sind aber doch schon mehrere Jahre hier? Und ich habe doch sehr begeisterte Artikel von Ihnen über Paris gelesen,“ erwiderte ihm Philipp.

„Sm,“ knurrte der große Heinrich Willibald, „das ist ja alles Mist. Wenn Sie eine Zeitlang hier sind, kommen Sie nicht mehr fort; das ist ja das Fatale an diesem grandiosen Dreacknest. Und was ich schreibe, wollen die Leute lesen. Nächstens werde ich aber schreiben, was sie nicht lesen wollen. Ich werde schimpfen. Das muß nur so krachen. Das Schimpfen ist das einzig Wahre in der Welt — es beweist den ganz persönlichen Gesichtswinkel, ich bin nur leider noch nicht ganz so weit gekommen.“

„Na, na,“ höhnte Kunz Erich Mirim, „so einiges hast Du Dir doch schon geleistet. Er hat nämlich den Ehrgeiz, Doktor, ein deutscher Nabelais zu werden.“

Wieder sagte der große Heinrich Willibald ein Kraftwort, ein grobes, dreißiges Kraftwort.

Was sind das für Leute eigentlich? dachte Philipp. Wird man so in der Welt, macht das Metier einen so, oder

Der Planet Venus.

Es sind in diesem Monat gerade 300 Jahre her, daß der große Galileo Galilei das kurz vorher von ihm nach holländischem Muster konstruierte Fernrohr auf den Planeten Venus richtete, und sofort, im September des Jahres 1610, konnte er feststellen, daß dieser glänzende Stern nicht stets in der Form eines vollen Kreises erscheint, sondern bald in sichelförmiger Gestalt, bald als Halbkreis, und nur zuweilen als voller Kreis. Die Venus ist also in ihren Phasen dem Mond vergleichbar, und die Ursache dieser Formveränderlichkeit ist bei beiden Gestirnen die nämliche; von beiden wird stets die der Sonne zugewandte Halbkugel bestrahlt, und wegen der veränderlichen Stellung, die die Erde ihnen gegenüber einnimmt, ist uns bald die volle bestrahlte Gestirnsfläche sichtbar — dann erscheinen sie uns als leuchtende, volle Kreise, wir sagen: wir haben Vollmond, und würden, wenn bei der Venus die Tatsache allgemeiner bekannt wäre, sagen, wir haben Vollvenus; wenn die Erde so steht, daß ihr eine Mondscheibe zugewandt ist, die nur zur Hälfte in dem sonnenbeschienenen Mondkreis liegt, haben wir Halbmond, und unter gleichen Bedingungen erscheint auch die Venus im Fernrohr als heller Halbkreis, und so lassen sich überhaupt die verschiednen Phasen wie beim Mond auch bei der Venus erklären. Merkwürdigerweise haben in den seitdem verstrichenen 300 Jahren unsere Kenntnisse von der Venus nur unerheblich zugenommen. Eine Hauptursache dafür liegt in dem Umstand, daß die Venus einen so ungemein starken Glanz ausstrahlt, daß man, um nicht von ihm geblendet zu werden, um also überhaupt etwas zu erkennen, Dunkelgläser vor das Fernrohr schieben muß, und hierdurch werden die Einzelheiten des Bildes wieder so verdunkelt, daß man im Zweifel darüber bleiben muß, was man eigentlich gesehen hat. So hat man an den Polen und am Rande der Venus eine stärkere Helligkeit bemerkt als in ihrer übrigen Fläche, aber man weiß nicht, ob dies eine wirkliche Tatsache ist oder ob man es nur mit einer optischen Täuschung der Beobachter zu tun hat. Schon wenn man die Mondfläche mit bloßem Auge betrachtet, sieht man in gewissen Zeiten neben ihr eine matte Fläche, die die Sichel zu einem Kreise ergänzt — nicht zu einem genauen Kreise, sondern der schwache Schein hat einen etwas kleineren Radius als die hellglänzende Sichel. Die matt beleuchtete Fläche rührt von dem Lichte her, das die von der Sonne beleuchtete Erde auf den Mond reflektiert. Würde es Mondbewohner geben, so könnten sie sagen, sie hätten in den betreffenden Zeiten „Vollerde“, daß diese mattbeleuchtete Fläche uns kleiner erscheint, rührt von seiner Eigentümlichkeit der menschlichen Augen her, denen hellleuchtende Flächen neben dunkleren größer vorzukommen. Man glaubte nun auch an der Venus, wenn sie uns in Sichelgestalt sichtbar ist, die nur matt leuchtende, sie zu einem vollen Kreis ergänzende Scheibe wahrzunehmen, aber man konnte dies nur so undeutlich sehen, daß man nicht genau sagen kann, ob die matte Scheibe wirklich zu sehen ist oder ob man es sich bloß einbildet. Ist sie tatsächlich vorhanden, so wird wohl auch hier als Ursache eine Beleuchtung durch die hellglänzende Erde anzunehmen sein.

Wenn man das Venuslicht in geeigneter Weise in das Spektrum, das bekannte Regenbogenfarbenband zerlegt und dies mit dem Fernrohr betrachtet, so sieht man in ihm dieselben Streifen, wie wenn man Sonnenlicht, das durch die Erdatmosphäre zu uns dringt, in das Spektrum zerlegt. Man darf daraus schließen, daß auch die Venus eine Atmosphäre hat, die sich aus denselben Bestandteilen zusammensetzt wie die der Erde. Aber die Absorptionsstreifen am Venuspektrum sind viel undeutlicher und verwischter, als die durch die Erdatmosphäre verursachten. Man muß dies so erklären, daß man sagt, die Sonnenstrahlen dringen nicht sehr tief in die Venusatmosphäre hinein, und um dies zu bewirken, muß irgendetwas in ziemlich hohen Schichten der Venusatmosphäre liegen, was ein tieferes Eindringen der Sonnenstrahlen in sie verhindert. Die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß dies störende Element Wolken sind, die also in der Venusatmosphäre viel höher liegen müssen als die irdischen Wolken in unserer Atmosphäre. Das läßt sich auch um so eher annehmen, als dadurch der starke Glanz des Venusgestirns erklärt wird. Aus den hoch gelegenen Wolken wird ein großer Teil des auf die Venus fallenden Sonnenlichtes reflektiert und dies gibt dem Planeten seinen auffälligen Strahlenglanz. Die genauesten Messungen ergeben, daß 76 Proz. des zur Venus gelangenden Sonnenlichtes an ihren Wolken zurückgeworfen wird.

Lange Zeit hatte man aus der Betrachtung der Venus schließen zu sollen geglaubt, daß sie sich etwa in derselben Zeit, wie die Erde, einmal um ihre Achse dreht, daß also der Venusstag ungefähr 24 Stunden dauert, also so viel wie der Erdentag. Da erklärte der große, kürzlich erst verstorbene Astronom Schiaparelli, er müsse aus seinen Beobachtungen annehmen, die Venus brauche viel mehr Zeit zu einer einzigen Achsendrehung als 24 Stunden, nämlich gerade so viel Zeit, wie zu einer Drehung der Venus um die Sonne notwendig ist, also 225 Tage. Es ist durchaus nichts Unerhörtes, daß ein Gestirn sich in genau derselben Zeit einmal um seine eigene Achse dreht, in der es einen Umgang um das Gestirn vollendet, um das es sich dreht: das im wörtlichen Sinne uns zunächst liegende Beispiel liefert uns unser Mond, der, während er sich einmal um die Erde bewegt, sich auch einmal um seine Achse dreht. Daher kommt es, daß wir stets dieselbe Seite des Mondes uns zu-

ist das alles nur forciert, um zu imponieren und sich als anders zu zeigen wie die anderen.

Der große Heinrich Willibald hatte für alles nur ein Schimpfwort und ging gar nicht auf die Dinge ein; der schielende Kunz Erich Mirim verachtete alles. Liebe erklärte er für Unfug. Das einzige in der Welt sei Befriedigung. Dazu bedürfte es der Liebe nicht.

„Sind Sie Idealist?“ fragte er Philipp.

Philipp zögerte mit der Antwort.

„Idealismus ist Dummheit. Daran geht die Welt und gehen die Menschen kaputt. Radikal kaputt. Wirklichkeit, eine klare, nüchterne Betrachtung. Und dann werden Sie freilich finden, daß hintenach alles stinkt. Halten Sie sich die Nase nicht zu, kosten Sie's richtig aus. Es gibt dem Menschen die Eigenart, wie er den Gestank der Dinge ausgekostet hat. Wo ist denn heute noch Eigenart? Besonders bei uns Deutschen? Es fehlt die Besonderheit, von einer Streiflichtbeleuchtung gar nicht zu reden — alles wird plump und barbarisch ins volle Licht gesetzt, ins Licht der Dummheit, die „Idealismus“ getauft worden ist.“

Der große Heinrich Willibald war jetzt wie eine Lokomotive, die einen zu schweren Eisenbahnzug einen Berg heraufziehen muß, es fehlte ihm der Dampf. Als nun Kunz Erich Mirim geendet hatte, sagte er nur knurrend mit abgesetztem Atem:

„Ich sag's ja, der Gesichtswinkel.“

Die Zigarette zwischen Mirims Lippen machte jetzt eine ganz keife Bewegung nach links, und im linken Mundwinkel lag das skeptische Lächeln — und lag da wie ein kleiner Urat auf der Straße, dem man ausweicht.

Zwei weitere Deutsche kamen. Hier traf man sich täglich. Philipp schenkte ihnen anfangs kaum Beachtung. Er war so begossen, daß er das Gefühl hatte, sich nicht richtig rühren und regen zu können.

„Einer, der noch Illusionen hat,“ stellte ihn Kunz Erich Mirim vor.

„Sucht Kunst in Paris,“ sagte der große Heinrich Willibald.

„Ich suche nur das Leben — und was damit zusammenhängt,“ sagte Philipp schüchtern, aber in dem deutlichen Gefühl, sich wehren zu müssen.

Heinrich Willibald lachte laut auf.

„Gargon,“ rief er, „un cognac pour ce monsieur là!“

Philipp war erstaunt über die ungeheuerliche Aussprache des Französischen. Dabei war der blonde Germane schon ein ganzes Jahrzehnt oder mehr in Paris.

Die Zigarette in Mirims Munde machte einen großen Bogen nach links und hing nun tief in dem skeptischen Lächeln des linken Mundwinkels drin.

Es war einen Augenblick still am Tische. Philipp bot seine Zigaretten an. Mirim nahm gleich zwei und legte sie vor sich hin. Heinrich Willibald schlug aus, er rauche nur Zigarren. Der Kellner brachte den Kognak.

„Prost!“ sagte Kunz Erich Mirim und trank ihn aus. Nun wurde aber Philipp boshaft. Nicht des Kognaks wegen, sondern der frechen Art halber, die eher unter Gymnasialisten Brauch war, wenn sie der Uebermut überkam.

„Wünschen Sie auch einen, Herr Müller?“ fragte er den großen Heinrich Willibald.

Der wieherte wie ein Pferd als Antwort.

„Es tut nicht gut, sich zu ärgern, Doktor,“ sagte Mirim und klopfte ihm auf die Schulter. Die Zigarette beschrieb dabei einen Bogen nach rechts und fiel dann wieder zurück, tief in den linken Mundwinkel, wo sie einen Augenblick zitterte, bis ein leichtes Wölflchen Rauch von ihrer Asche sich löste. Nun schielte Kunz Erich Mirim ganz lange mit halb zugekniffenen Augenlidern.

„Sind Sie Oesterreicher?“ fragte der jüngere der beiden Neuankommlinge mit einem ein wenig belegten Organ in langsamer, schleppender Sprechweise, der man den Wiener anhörte.

„Nein,“ sagte Philipp.

„Aber Hesse?“ fragte der andere Herr.

„Hesse, ja!“

„Ich bin Mannheimer.“

„Mannheimer? So?“

„Hören Sie das nicht am Blaumaul?“ pläzte Heinrich Willibald heraus. „Aber Herr Bender ist auf dem Montmartre hängen geblieben,“ erklärte er dann noch.

*) „Kellner! einen Kognak für den Herrn!“
(Fortsetzung folgt.)

gewandt haben, daß wir nur diese eine Seite der Mondkugel kennen, während uns ganz unbekannt ist, wie die andere Seite aussieht. Man hat nun noch nicht genügende Beobachtungen anstellen können, um zu entscheiden, welche von beiden Behauptungen für die Achsendrehung der Venus zutrifft, oder ob vielleicht gar alle beide unrichtig sind, und die Achsendrehung weder 24 Stunden noch 225 Tage beträgt. Aber gewisse andere Beobachtungen und Erwägungen lassen doch eine gewisse Schlußfolgerung auf die Dauer der Venusdrehung zu. Wenn die Schiaparellische Behauptung richtig wäre, also bei der Venus Achsendrehung und Umlauf um die Sonne zusammenfielen, so würde die Venus stets ihre eine Halbkugel der Sonne zuwenden, eben wie es der Mond zur Erde tut. Unter diesen Umständen müßte die stets besonnte Venus sehr heiß sein, die stets unbesonnte sehr kalt, und an dieser kalten Venusseite müßte ewiger Schnee, ewiges Eis herrschen; auch die gesamte von Hause aus in der Venusatmosphäre enthaltene gewisse Feuchtigkeit müßte sich schon seit langer Zeit auf dieser kalten Venusseite als Eis und Schnee niedergeschlagen haben, und da hier, auf der kalten Schattenseite, keine durch Sonnenwärme hervorgerufene Verdampfung vorläme, müßte die Venusatmosphäre allmählich ausgetrocknet sein, es könnten in ihr weder Wolken, noch Nebel bestehen. Da es aber andererseits sehr wahrscheinlich ist, daß Wolken in der Atmosphäre der Venus enthalten sind, scheint dies die Annahme Schiaparellis zu widerlegen; es ist also recht unwahrscheinlich, daß bei der Venus Achsendrehung und Umdrehung um die Sonne die gleiche Zeit erfordert.

Aber auch die Annahme, daß die Achsendrehung der Venus sich ähnlich der der Erde vollziehe, also in 24 Stunden, führt zu Konsequenzen, die sich mit den Beobachtungen nicht vereinbaren lassen. Bei der Drehung der Erde um die Sonne führt die Sonne eine solche Erwärmung und Auflockerung der Luft in der Gegend des Äquators herbei, daß dort beständig ein Aufsteigen der Luftfäule stattfindet, die ja auch in den Kalmen, der Region der Windstille, sich zeigt und bekannt ist. Die in die Höhe gestiegene Luft flieht nach beiden Polen hin ab und sinkt in beträchtlicher Entfernung vom Äquator auf der nördlichen und auf der südlichen Erdhälfte hernieder, während auf der Erdoberfläche selbst ein allmähliches Zutrommen der Luft nach den äquatorialen Gegenden hin stattfindet. Könnte man die Erde etwa von der Venus aus betrachten, müßte infolge des starken Aufsteigens der Luft am Äquator ein heller Ring zu sehen sein, und ebensolche Ringe sähe man an den Stellen der nördlichen und südlichen Erdhalbkugel, an denen das hauptsächlichste Nieder sinken der Luft von statten geht. Zwischen diesen hellen Streifen würde man dann rötlich-gelbe Flecke da sehen, wo festes Land liegt, dunkle Flecken an den Stellen der Ozeane. Wäre nun die Achsendrehung der Venus ebenso beschaffen wie die der Erde, so müßten auch die Verhältnisse der Luftwärme und Luftbewegung so sein wie bei uns und infolge davon müßte man am Venusäquator und nördlich und südlich dauernd helle Streifen erblicken, im ganzen also ihrer drei. Aber die bisherigen Beobachtungen haben solche helle Dauerstreifen nicht gezeigt. Freilich hindern die hohen Venuswolken meist den Weitblick in die tieferen Luftschichten und auf die Oberfläche der festen Venus selbst, aber hin und wieder müssen doch hier oder da die Wolken reizen, einen Durchblick gestatten und die hellen Streifen erkennen lassen. So lange die hellen Streifen nicht mehrmals an derselben Stelle konstatirt sind, wird man also annehmen müssen, daß die Achsendrehung der Venus sich auch nicht in 24 Stunden vollzieht. Vorläufig wird man also annehmen müssen, daß die Achsendrehung der Venus länger als 24 Stunden, kürzer als 225 Tage währt. Ob dies wirklich der Fall ist und in welcher Zeit sich die Venus nun tatsächlich einmal um ihre Achse dreht, das wird erst durch andauernde und sorgfältige Venusbeobachtungen festzustellen sein.

(Raskern verboten.)

Der Gang der Cholera in Rußland.

Es geht jetzt in das dritte Jahr, daß die Cholera wieder einmal in Rußland festen Fuß gefaßt hat, und nach den früheren Erfahrungen wird sie sich dort noch geraume Zeit behaupten. Die Geschichte der Cholera-Epidemien in Rußland ist ein Buch, auf dessen Blättern ganze Hecatomben von Menschenopfern verzeichnet stehen. Eine kleine Tabelle von vier Zeilen, die Dr. Dworetsky aus Moskau in einem Brief an die „Münchener Medizinische Wochenschrift“ voranstellt, gibt einen Begriff von dem Inhalt dieser Chronik, obgleich sie nur von den vier Epidemien des neunzehnten Jahrhunderts handelt und die Verhältnisse früher noch schlechter waren. Danach starben im neunzehnten Jahrhundert etwa 2 Millionen Menschen in Rußland an der Cholera, während die Zahl der Erkrankungen mehr als 4½ Millionen betrug. An dem Maßstab der indischen Pest-Epidemie gemessen, die im letzten Jahrzehnt allein mehr Opfer gefordert hat, mögen diese Ziffern noch nicht einmal überraschend groß erscheinen. Man muß aber bedenken, daß die Cholera immerhin nicht so gefährlich ist wie die Pest, weil die Sterblichkeit bei jener noch nicht ganz die Hälfte, bei dieser aber einem sehr viel größeren Teil der Erkrankungen ausmacht. Außerdem freilich kann man ganz sicher sein, daß die aus Rußland angegebenen Ziffern gegenüber den Tatsachen um einen erheblichen Betrag zu niedrig sind. Die kleine Tabelle ist ferner lehrreich durch die Aufzählung, die sie über die Dauer der

einzelnen Epidemien im neunzehnten Jahrhundert gibt. Die erste dauerte von 1829 bis 1837, die zweite von 1847 bis 1859, die dritte von 1865 bis 1872 und die vierte von 1892 bis 1896. Danach scheint die Dauer der Epidemien neuerdings abgenommen zu haben, aber auch auf diese Annahme darf man sich kaum verlassen. Auch die Choleraerbllichkeit hat im Lauf des Jahrhunderts nicht abgenommen, im Gegenteil! Sie betrug bei der ersten Epidemie 43, bei der zweiten 40, bei der dritten nur 37 und bei der vierten wiederum 45 v. S. der Erkrankungen. Während also in den wirklichen Kulturländern durch den Fortschritt der Hygiene sowohl die Gefahr einer Epidemie überhaupt wie auch im Fall ihres Eintritts die Sterblichkeit abgenommen hat, ist in Rußland von einem solchen Erfolge nicht das geringste zu verspüren. Bei dieser Epidemie waren bis Ende August nach amtlichen Ziffern rund 155 000 Personen an der Cholera erkrankt und fast 75 000 gestorben. Daraus ergibt sich, daß die Sterblichkeit diesmal sogar noch größer ist als bei der vorigen Epidemie. Außerdem bezeichnet es Dr. Dworetsky als zweifellos, daß diese Ziffern um die Hälfte zu niedrig sind. Alle glaubwürdigen Berichte aus den von der Seuche besonders schwer heimgesuchten Gebieten geben herzerregende Schilderungen über die Zustände, die durch den überall herrschenden Mangel an Ärzten und an Pflege der Kranken überhaupt aufs äußerste verschlimmert werden. Dazu kommt der in Rußland noch besonders heimische Aberglaube, der den wenigen Ärzten die Ausübung ihrer sauren und gefährlichen Pflicht erschwert. Er äußert sich nicht nur darin, daß die Krankheitsfälle vom Volk nach Möglichkeit verheimlicht werden, sondern auch in der Verbreitung des aus den früheren Cholera-Epidemien bekannten Märchens von der Entstehung der Cholera durch das Gift, was die Ärzte selbst in die Brunnen streuen. Am fürchterlichsten müssen die Zustände in den Bezirken des Donez-Flusses sein, wo die Bevölkerung wegen des Abbaues der bekannten ansehnlichen Kohlenlager eine ungewöhnlich große Dichte besitzt. Man muß sich nur vorzustellen versuchen, was es schon im allgemeinen, ganz besonders aber im Fall einer Epidemie zu bedeuten hat, wenn ein solches mit einer dichten Arbeiterbevölkerung bezogtes Revier weder eine Kanalisation noch auch nur eine Wasserleitung hat. Selbstverständlich muß dann das Wasser aus den Flußläufen genommen werden, und das Wasser des Donez wimmelt jetzt von Cholera-Bakterien.

Welche Verheerungen die Cholera dort anrichtet, zeigt ein einzelnes und beliebig herausgegriffenes Beispiel, das Dr. Dworetsky nach dem Bericht eines Augenzeugen in folgenden Worten mitteilt: „Auf einer Station der Donez-Eisenbahn trifft ein Heilgesehnde mit Frau und Kindern ein. Nach drei Stunden bereits ist er eine Leiche. Seine Frau hatte kaum Zeit, ihre Mutter telegraphisch davon zu benachrichtigen, als sie selbst erkrankt und am selben Tage wie ihr Mann vercheidet. Die herbeigeeilte Großmutter, die ihre Tochter nicht mehr am Leben findet, stirbt nach zwei Tagen zusammen mit zweien ihrer Enkelkinder. Von einer Familie aus acht Personen waren in drei Tagen nur drei Weifen übriggeblieben.“ Es ist nicht schwer, sich die weiteren Folgen dieser Lage im Donezrevier auszumalen. Es ist dort begreiflicherweise eine Panik unter der Bevölkerung ausgebrochen, so daß die Zahl der Arbeiter in den Kohlenruben sich um zwei Drittel oder sogar um drei Viertel verminderte. Diese Flucht der Kohlenhewer, staubbedeckten Vergleue wird mit dem Rückzug einer geschlagenen Armee und mit der versprengten Horde einer Völkerwanderung verglichen. Natürlich werden dadurch der Cholera neue Gebiete erschlossen. Außerdem aber wird es von der größten Tragweite für Rußland sein, wenn die Arbeit in dem wichtigsten Kohlenrevier des Landes auf diese Weise zum Erliegen kommt. Der Kohlenmangel wird sich im nächsten Winter voraussichtlich in einer Weise bemerkbar machen, die noch weiter auf das allgemeine Elend zurückwirkt. Daß es den dortigen Grubenbesitzern, die selbst die Unterstützung der Regierung angerufen hatten, damit nicht in erster Linie um ein Werk der Menschenliebe zu tun war, geht übrigens daraus hervor, daß sie gegen eine Verfügung zur Einrichtung von Volkstüchen für die Arbeiter beim Handelsminister Beschwerde einlegten und diese Verfügung als ungesetzlich und unausführbar bezeichneten. Das wäre der Zustand im Donezgebiet, wo man leider immerhin erwarten mußte, ungünstigere Verhältnisse zu finden als in anderen Gebieten, wo die Industrie eine geringere Rolle spielt. Was soll man aber schließlich von ganz Rußland denken, wenn sogar in der Hauptstadt Petersburg eine so haarsträubende Rückständigkeit in der Befolgung der hygienischen Grundregeln herrscht. Auch dort gibt es noch immer keine Kanalisation, aber in sehr vielen Häusern auch noch keine Wasserleitung und, was noch schlimmer ist, in anderen Stadtvierteln eine Wasserleitung, die den Bewohnern als das für ihren täglichen Gebrauch unentbehrliche Netz unfiltriertes Newawasser zuführt. Das heißt also nichts anderes, als den Insassen solcher Häuser die Cholera geradezu in die Wohnung und in die Küchen hineinleiten. Dabei herrscht die Seuche in Petersburg jetzt schon zwei Jahre lang und noch hat die Stadtverwaltung nicht das geringste an diesem Zustand zu ändern für notwendig befunden. Um der Sache die Krone aufzusetzen, hat der Oberbürgermeister von Petersburg ein zwar nicht ganz einwandfreies, aber dafür ungeheuer einfaches Mittel erdacht, die Zahl der Cholerafälle in der Stadt zu vermindern. Er hat nämlich von der Liste der angemeldeten Erkrankungen alle gestrichen, bei denen nicht mit Sicherheit durch

Bakteriologische Untersuchung Cholera festgestellt war. Im allgemeinen scheint in ganz Russland noch nichts geschehen zu sein, was dem Fortschreiten des Würgengels der Cholera Halt gebieten könnte; vielmehr deutet alles darauf hin, daß die Seuche noch immer weiter um sich greifen wird.

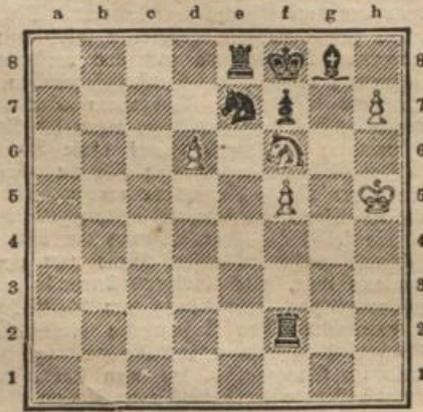
Kleines feuilleton.

Aus dem Tierreiche.

Gezeichnete Vögel. Seit einer Reihe von Jahren werden von verschiedenen Vogelarten sowohl in Deutschland wie in Oesterreich-Ungarn und in anderen Ländern ganz systematisch junge Zugvögel, z. B. Störche, eingefangen, durch Anlegen dünner Aluminiumfingerringe kenntlich gemacht und wieder in Freiheit gesetzt. Man hofft auf diese Weise zu einem genaueren Aufschluß über die von den Vögeln bei ihren Zügen eingeschlagenen Wanderstraßen und das Ziel der Reise zu gelangen, beides Fragen, die noch immer sehr der Aufklärung bedürfen. Man hat denn auch auf diese Weise bereits recht bemerkenswerte Resultate erzielt. Es muß noch hervorgehoben werden, daß die Methode des Anlegens von Fingerringen durchaus human ist und die Vögel in keinerlei Weise schädigt. Es ist daher wirklich nicht berechtigt, wenn jetzt von gewisser Seite unter dem Feldgeschrei „Tierquälerei“ dieses Vorgehen bei dem Publikum in Mißkredit gebracht wird. Es ist wirklich erstaunlich, von einem wie großen Prozentsatz der gezeichneten Vögel heute bereits Nachrichten bei den Vogelwarten einlaufen und es steht zu hoffen, daß mit der Zeit, wenn sich die Jäger mehr an diese Einrichtung gewöhnt haben, und über jeden erlegten, mit Ring versehenen Vogel sofort an die zuständige Warte berichten, dieser Prozentsatz noch erheblich steigt. Solange nur vereinzelte Nachrichten vorliegen, ist ihr wissenschaftlicher Wert nur gering. Das wird jedoch anders, wenn sich im Laufe der Jahre erst ein reicheres statistisches Material angesammelt hat. Wie die „Ornithologischen Monatsberichte“ in einer ihrer letzten Nummern mitteilen, wurden im vorigen Jahre in Natal, in Transvaal, im Basutoland und in der Orange-Kolonie nicht weniger als fünf Störche erlegt, die im Juni respektive im Juli 1909 von verschiedenen Städten Ungarns freigelassen waren. Auch ein mit einem Fingerring unserer, unter Leitung von Dr. Thienemann stehenden Vogelwarte Rossitten in Ostpreußen versehener Storch gelangte im Januar dieses Jahres in Natal zur Strede. Bekanntlich arbeitet man seit einigen Jahren auch mit der Zeichnung bei verschiedenen, volkswirtschaftlich wichtigen Seefischarten, um über die Laichwanderungen Aufschluß zu erlangen. Obwohl in diesem Falle die Ausflüchte, die gezeichneten Tiere wiederzuerlangen, weit geringer sind, hat man doch bereits sehr hoffnungsvolle Ergebnisse erzielt. Th.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.



Troitzky. Weiß zieht und gewinnt.

Lösung. (17. September. Schwere. Weiß: Kg1, Tf4, Lh6, Sb4, Bd5; Schwarz: Ko7, Do7, Lo8, So8. Weiß am Zuge macht Remis.) 1. d6f, D×d6. (Sonst folgt entweder Sd5+ oder Lf8.) 2. Tf7f, L×f7 (2.... Kb6; 3. Tf6. Oder 2.... Kb8; 3. Lf4. Oder 2.... Kd8; 3. Lg5f zc.) 3. Lf4, D×f4; 4. Sd5f, L×d5. (Sonst S×f4 mit Remis-schluß.) Weiß ist Patt.

Evansgambit.

Freie Partie zur Untersuchung der sogenannten „Lasker-Variante“ in Monte Carlo 1902 gespielt.

Da diese Variante vielfach als die beste im Evansgambit gilt (siehe den 7. Zug von Schwarz) bringen wir noch die gegenwärtige Partie, um hiermit einstweilen die Klärung

der wichtigsten Evansvarianten durch Modellpartien zu schließen, S. Alapin. D. Pillsburg. Weiß. Schwarz.

1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sb8—c6
3. Lf1—c4	Lf8—c5
4. b2—b4	Le5×b4!
5. c2—c3	Lb4—a5!

Bei 5.... Le5 könnte Weiß mit 6. d4!, e×d4; 7. 0—0 (siehe die Fortsetzungen in unserer Spalte vom 17. September) der „Lasker-Variante“ ausweichen. Diese kann nur dann entstehen, falls Weiß auf 5.... Le5 mit 6. 0—0 antwortet; z. B.: 6.... d6; 7. d4, Lb6! Dies ist die „Lasker-Stellung“.

6. d2—d4! Falls 6. 0—0, so kann die „Lasker-Variante“ mit 6.... d6; 7. d4, Lb6 entstehen. (Dann wäre aber 7.... Ld7! stärker für Schwarz.)

6.... d7—d6! Nur durch diesen, von Alapin in herrührenden Zug, kann Schwarz die „Lasker-Variante“ anstreben.

7. 0—0! Hiermit läßt Weiß die „Lasker-Variante“ mit 6.... d6; 7. d4, Lb6 entstehen, falls Weiß aber verschiedene Möglichkeiten, ihr — wenn auch ohne Vorteil — auszuweichen.

Erwähnt sei noch folgende scharfe, wenn auch zweifelhafte Wendung: 7. Dd1—b3, e5×d4?! (Vorsichtiger ist 7.... Dd7. Auch 7.... S×d4 kommt in Betracht. Und selbst 7.... Dc7; 8. d5, Sd4; 9. S×d4, e×d4; 10. Da4f, Kd8; 11. D×a5, D×e4f zc. wäre zu erwägen.) 8. Le4×f7, Ke8—e7! 9. e4—e5 (9. L×g8?, D×g8! zc. Aufsonstige Züge kann Schwarz Lb6 mit der Drohung Sa5 antworten.) 9.... d6×e5; 10. Le1—a3f, Ke7—f6 zc. Trotz der exponierten schwarzen Königsstellung ist zweifelhaft, ob Weiß den Rinderbeiß zweier Bauern weit machen könnte.

7.... La5—b6

Hiermit gelangt man zur „Lasker-schen Verteidigung“. Auf Grund vorliegender Partie halten wir jedoch 7.... Ld7! für stärker, z. B.: 8. Db3, De7!; 9. d×e5, d×e5; 10. La3, Df6; 11. Lb5, Sg7; 12. Sbd2, 0—0; 13. L×c6, L×c6; 14. Se4, Lb6; 15. Se×e5, Tfe8; 16. L×e7, T×e7 zc. (siehe die Fortsetzung in unserer Spalte vom 10. September.)

8. d4×e5! d6×e5

9. Dd1×d8f! Mit 9. Db3, De7! (9.... Df6; 10. Lb5, Se7; 11. Lg5 zc.) 10. Lb5, Ld7; 11. La3, Df6; 12. Sbd2, Sg7; 13. Se4, 0—0; 14. L×c6, L×c6; 15. Se×e5, Tfe8; 16. L×e7, T×e7 zc. konnte Weiß genau dieselbe Stellung erreichen, die in obiger Anmerkung zum 7. Zuge von Schwarz angedeutet ist und die aus der Verteidigung 7.... Ld7! (von Sanders und Alapin herrührend) resultierte. Demnach kann die „Lasker-sche Verteidigung“ (mit 7.... Lb6) auf Wunsch des Gegners zu einer einfachen Zugumstellung der Sanders-Alapin-schen Variante (mit 7.... Ld7!) gestaltet werden.

9.... Sc6×d8

10. Sf3×e5 Le8—e6

Auf 10.... Sf6 (von Lasker empfohlen) folgt 11. Lg5 mit eventueller Kompromittierung der schwarzen Bauernstellung der Königsseite.

11. a2—a4 f7—f6

11.... Se7; 12. La3 nebst event. a4—a5.

12. Le4×e6 Sd8×e6

13. Se5—c4 Sg8—e7

14. Sb1—d2 Ke8—f7

14.... 0—0?; 15. Sb3 nebst event. La3 und a5.

15. Sd2—b3 Lb6—c5

Es drohte La3 nebst a4—a5.

16. Kg1—h1 Se7—c6

Um wegen der Drohung f2—f4—f5 dem Läufer Platz zu machen. In Betracht kam zu diesem Zwecke auch 16.... a6, obgleich auch dann Weiß mit 17. S×e5, S×e5; 18. La3 die Initiative behauptete, z. B.: 18.... Se6 (18.... S×e4?; 19. Tao1, f5; 20. f3 zc.) 19. Tao1, b6; 20. f4 zc.

17. f2—f4 Le5—e7
18. Le1—e3 Th8—d8
19. Ta1—d1 a7—a6
20. a4—a5

Der Bauer bildet zwar hier ein Angriffsobjekt, aber die Drohung ließ sich mit 20. Td5 nicht parieren, z. B.: 20.... b5!; 21. a×b5, a×b5; 22. T×b5, Ta4 nebst event. Td3 zc.

Fürs Mittelspiel steht Weiß evident freier und aussichtsvoller. (z. B. Td5 nebst Tfd1 oder auch Sd4.) Schwarz sucht demnach durch nachstehendem Abtausch der Türme das Endspiel herbeizuführen, indem er seine bessere Bauernstellung der Damenseite sowie die Schwäche des Ba5 zur Geltung zu bringen hofft.

20.... Td8×d1

21. Tf1×d1 Ta8—d8

22. Td1×d8

Td5! nebst event. Sd4 kam stark in Betracht.

22.... Sc6×d8

23. g2—g4 Sd8—c6

24. Kh1—g2 g7—g6

25. f4—f5 Se6—g7

26. Le3—f4 Sg7—e8

27. Sb3—d4 Se8—d6

Zieht der Sc6, so gelangt Weiß bald zu e4—e5 (event. h2—h4 nebst g4—g5).

28. Lf4×d6 c7×d6

29. Sd4×c6 b7×c6

30. Kg2—f3 g6—g5

Der schwarze König will auf die Damenseite kommen, um die einzig mögliche Drohung, in Ld8 nebst d5 befehlend, zu verwickeln. (30.... d5?; 31. e×d5, e×d5; 32. Sb6, Ld8; 33. Ke3 nebst Kd4 zc.) Falls sofort 30.... Ke8, so kann Weiß mit f×g6 nebst h4 einen Freibauer auf der h-Reihe etablieren. Und die Fortsetzung 30.... g×f5; 31. g×f5 würde dem weißen König den Weg f3—g1—h5—h6 frei geben. Dies sind die Gründe des Zerzuges.

31. Kf3—e3 Kf7—e8

32. Ke3—d4 Ke8—d7

33. Sc4—b0f Kd7—c7

34. c3—c4 Ke7—b7

35. Sb6—a4 Le7—d8

36. e4—e5 Ld8—c7!

Sonst bringt Weiß bald mit e4—e5 durch. Es folgt nun ein sehr bemerkenswertes Endspiel.

37. Sa4—b0! d6×c5f

37.... L×b6; 38. a×b6 zc. Auf sonstige Züge folgt Sd7 nebst event. e4—e5 und baldiger Entscheidung.

38. Kd4×c5 Le7—d8

Sowohl 38.... L×h2; 39. Sd7 als 38.... L×b6; 39. a×b6, a5; 40. e5 zc. führen zum sofortigen Verlust.

39. Sb6—c4 Ld8—e7f

Es drohte Kd6. Auf 39.... Le7 gewinnt Weiß mit: 40. Sd6, Kb8; 41. K×e6, L×a5; 42. e5, f×e5; 43. Kd7! nebst f5—f6—f7—f8 Df

40. Kc5—d4 Kb7—c7

41. e4—e5 Ke7—d7

Auf 41.... Kd8 folgt 42. Sd6 nebst event. Se4.

42. e5—e6f Kd7—c7

43. Sc4—d2 Ke7—b7

44. Sd2—b3 Kb7—a7

45. Sb3—c5 Le7—d8

46. Sc5—d7 Ld8—e7

47. Sd7—e5! Ka7—b7

48. Se5—g6! h7×g6

49. f5×g6 Le7—f8

50. e6—e7 Lf8×e7

51. g6—g7 Aufgegeben.